



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Podgornik, Franz: Der Verlust des Volkstums durch die Sprache.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Der Verlust des Volkstums durch die Sprache.



vor einigen Monaten gab Karl Vogt in einem Feuilleton der „Neuen freien Presse“ den deutschen Grammatikern den Rat, sie sollten, anstatt sich mit kleinlichen Fragen abzugeben, wie der über die allgemeine Einführung der lateinischen Schrift in die deutsche Sprache, lieber zusehen, wie die deutsche Sprache zu bearbeiten und umzugestalten sei, damit die Deutschen unter anderen Völkern und überhaupt in der Fremde nicht so leicht ihr Volkstum aufgäben — „entnationalisirt“ würden. Karl Vogt ist nämlich der Meinung, daß die Ursache der verhältnismäßig leichten Entnationalisirung der Deutschen doch in ihrer Sprache liegen müsse. Als Beweis hierfür führt er seine eigne Familie an, die es nur mit der äußersten Anstrengung zuwege bringe, daß die Kinder nicht ganz aus der Übung der deutschen Sprache kämen, obgleich zu Hause grundsätzlich nur Deutsch gesprochen würde. Vogt meint, es könne diesem Mißstande begegnet werden durch eine entsprechende Umgestaltung der deutschen Sprache, bekennt aber, daß er über das Wie einer solchen Umgestaltung ganz im unklaren geblieben sei. Dieses Geständnis erscheint umso aufrichtiger, als mit dem Vorschlage, den Vogt macht, die deutschen Grammatiker in der That in die größte Verlegenheit kommen und kaum herausfinden könnten, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln an der deutschen Sprache Veränderungen vorzunehmen wären, damit der ferneren Entnationalisirung der Deutschen, soweit sie sich an der Sprache zeigt, vorgebeugt werde.

Ob solche Veränderungen überhaupt möglich seien, ohne den innern Kern der Sprache zu zerstören, wollen wir vorläufig ganz unerörtert lassen; wohl aber verlohnt es sich zuzusehen, ob wirklich in den Sprachen etwas liege, was zum Hilfsmittel der Entnationalisirung dienen könnte. Denn erst nach Beantwortung dieser Frage können die richtigen praktischen Gegenmittel gefunden werden.

Bekanntlich werden in Ländern, wo zwei oder mehrere Völker ganz nahe bei einander wohnen, die Kinder zu den Nachbarn bloß deshalb geschickt, damit sie dort deren Sprache erlernen. Die Erfahrung zeigt, daß solche Kinder sich ebenso leicht und in ebenso kurzer Zeit die fremde Sprache aneignen, wie sie die Muttersprache erlernt hätten, wenn sie zu Hause geblieben wären. Hierin sind alle Völker einander gleich, was für ein Gepräge auch immer die so angelernten Sprachen haben mögen. In dieser Beziehung hat die deutsche Sprache mit allen andern ein gemeinsames Loos, und man könnte gar keine Ursache auffinden, warum das deutsche Kind in der Fremde die Sprache eines andern

Volkes leichter erlernen sollte, als das Kind des Nachbarvolkes die deutsche Sprache. Die Umgebung des fremden Volkcs, das tägliche Anhören der fremden Laute übt auf unser Ohr den größten Einfluß aus; darum begeben sich ja selbst Erwachsene und Gelehrte in die Zentren andrer Völker, um unter ihnen das fremde Idiom auf sich wirken zu lassen. Selbst gegen unsern Willen wirkt die fremde Umgebung mächtig auf uns ein, und vergebens ist das Streben, sich in der Fremde der dort herrschenden Sprache erwehren zu wollen. Die Macht der Mehrheit ist es, gegen welche die Einzelkraft auch im Hinblick auf die Sprache unterliegen muß; und daher bleibt im allgemeinen in der Fremde die Sprache der fremden Nation Siegerin über unsre Muttersprache.

Doch sind in dieser Beziehung besondere und zwar merkwürdige Erfahrungen bekannt; es bleibt selbst dem deutschen und slawischen Bauernsohne nicht verborgen, daß beispielsweise der Italiener viel schwerer Deutsch und Slawisch erlernt als der Deutsche und der Slawe Italienisch. Diese Thatsache tritt auffällig hervor, sobald deutsche und italienische Arbeiter irgendwo darauf angewiesen sind, mit einander zu verkehren, ohne daß einer die Muttersprache des andern versteht oder der Hilfe eines Dolmetschers genießt. Der italienische Arbeiter spricht die deutschen Wörter so plump und schwerfällig aus, und sein Sprachgedächtnis ist so langsam, daß ihm der deutsche Arbeiter unwillkürlich fortwährend zu Hilfe kommt, nachdem er längst die nötigsten italienischen Wörter besser oder schlechter inne hat. Hier ist der Punkt, bei dem die Forschung ihre Arbeit beginnen muß, wenn sie dazu gelangen soll, die Ursachen der Entnationalisirung durch die Sprache aufzudecken.

Wir wollen uns hier nicht mit Untersuchungen aufhalten über die durch Vererbung erlangte Fähigkeit, diese oder jene Sprache leichter zu erlernen als eine andre, oder über Sprachentalent überhaupt. Es wäre dies ja doch für uns bedeutungslos. Dagegen wollen wir gleich vorausschicken, daß wir doch annehmen müssen, der Italiener und der Deutsche, von denen wir oben gesprochen, haben jeder die Schwierigkeiten ihrer Muttersprache bereits in der Kindheit überwunden. Jeder von beiden hat also eine gewisse Summe und eine gewisse Art von Schwierigkeiten inne; und zwar liegen dieselben einerseits in der Aussprache, anderseits in den grammatischen Eigenheiten der Sprache. Am zunächst bei der Aussprache zu bleiben, bestehen für ihn gar keine Schwierigkeiten in der fremden Sprache dort, wo dieselbe gleiche Laute oder Lautgruppen wie seine eigne besitzt. Er braucht dann nicht für die fremde Sprache neue Anstrengungen zu machen, da er die Schwierigkeiten, um die sichs handelt, in seiner eignen Sprache schon in der Kindheit überwunden hat. Sobald jedoch Laute anzueignen sind, welche in der Muttersprache nicht gebraucht werden, so bedarf es mehr oder weniger Arbeit und Übung, um sie richtig auszusprechen.

Die Schwierigkeiten beginnen gleich bei den Vokalen. Jeder, der Englisch gelernt hat, wird wissen, welche Anstrengungen es kostet, um nur das a so ein-

zuüben, wie es die verschiedenen Verbindungen, die es eingeht, erfordern. Dasselbe ist aber auch mit den Konsonanten der Fall; gerade wenn man die Aussprache des Englischen in Betracht zieht, erkennt man recht deutlich, daß es keineswegs genügt, gewisse Konsonantenverbindungen in der Muttersprache zu beherrschen, um auch sofort andre aus der fremden Sprache zu überwinden. Nur das, was vollkommen dasselbe ist, wird sofort angeeignet; alle Abweichungen und alle Schattirungen müssen durch neue Anstrengung überwunden werden. Auch die französischen Nasale und die italienischen Zischlaute machen dem Deutschen zu schaffen, eben weil sie für ihn als neue, bisher unbekannte Elemente erscheinen.

Dagegen kommt jedem Volke bei der Erlernung einer fremden Sprache oft der Dialekt der Muttersprache zu Hilfe. Die Dialekte umfassen mannichfaltige Variationen von Vokalen und Konsonanten, die durch die Schriftsprache nicht bezeichnet, also durch die Schriftzeichen nicht gedeckt werden. Die Sprachorgane sind aber darauf eingeübt, und diese Übung giebt das Gefühl, daß gewisse Laute der fremden Sprache sofort oder wenigstens ohne Mühe beherrscht werden, obgleich die Muttersprache in der Schrift jene Laute nicht bezeichnet.

In dieser Beziehung gereichen dem, der eine fremde Sprache lernt, sogar die verdorbenen Wörter seines eignen Dialektes zum Vorteile, insofern die Beherrschung derartiger dialektischer Zusammenziehungen, Abkürzungen und Härten uns befähigt, ähnliche Verbindungen und Gruppierungen der fremden Silben leichter auszusprechen, als ohne vorhergehende Einübungen dieser Art.

Gerade die deutsche Sprache zeigt in der Schriftsprache sowohl wie in den Dialekten in der Vereinigung und Zusammenziehung der Elementarlaute zu Silben einen solchen Reichtum wie kaum eine andre. Vor allem zeichnen sich viele Silben durch einen besondern Kraftaufwand aus; es vereinigen sich Vokale und Konsonanten zu Silben, die behufs ihrer Hervorbringung durch die Sprachorgane sehr viel mechanische Arbeit erfordern. So kommen z. B. gleich in dem Worte Kraft Buchstaben vor, die von der Kehle bis zu den Zähnen und Lippen alle Mundteile in Bewegung setzen. Es ist also einleuchtend, daß der Deutsche imstande ist, derartige Verbindungen auch in den fremden Sprachen mit seinem Sprachorgane hervorzubringen und den seinigen sofort anzupassen.

Wenn man dagegen die Wortbildung in Betracht zieht, so ist die Aufgabe für den Deutschen nicht so leicht. Die deutsche Sprache hat verhältnismäßig wenig Suffixe, die noch lebendig in die Wortbildung eingreifen; umso reicher ist sie in der Art und Anzahl der Zusammensetzungen aus selbständigen Wörtern. Dies verschafft der Sprache große Klarheit und Anschaulichkeit, macht aber die Deutschen weniger geschickt für die Auffassung solcher fremden Wörter, die aus sogenannten Stammwörtern und oft mehrfach verschmolzenen Suffixen zusammengesetzt sind. Die letztern erscheinen in der Schrift so kurz und für das Ohr so flüchtig, daß für Deutsche große Übung zu ihrer Auffassung und Anwendung erforderlich ist, weil sich fremde Elemente dieser Art mit deutschen

nicht oft decken. Zusammengesetzt aus selbständigen Wortelementen sind der Mehrzahl nach im Deutschen auch die grammatischen Zeiten, denen gegenüber verschmolzene Wortbildungen in andern Sprachen stehen. Auch hier liegt derselbe Grund vor, aus dem es dem Deutschen große Mühe verursacht, sich an die fremden Elemente zu gewöhnen. Der größten Anstrengungen bedarf es z. B., damit der Deutsche die Feinheiten des slawischen Zeitwortes verstehe, welches durch eigens hierzu ausgeprägte Formen fähig ist, die verschiedenen Grade der Thätigkeits- und Zustandsdauer sehr genau auszudrücken.

Die Redeteile also und ihre gegenwärtige Ausbildung sind das zweite Hauptelement, welches bei der Erlernung einer fremden Sprache in Betracht kommt, und dessen Bewältigung desto schwerer vor sich geht, je weniger Elemente die Sprache des Lernenden besitzt, um die fremde Sprache damit Teil für Teil zu decken.

Faßt man das bisher gesagte über die Aussprache und die Redebestandteile in den Sprachen zusammen, so könnte man nun gerade bei dem Deutschen geneigt sein, anzunehmen, daß er die fremden Sprachen seiner Nachbarvölker schwerer erlerne, als jene die seinige, und daß also eher die Nachbarn durch die deutsche Sprache entnationalisirt werden müßten. Denn dort, wo für den Deutschen Schwierigkeiten vorhanden sind, bestehen für den Fremden oft Leichtigkeiten, teils weil jene sowohl Lautelemente besitzen, die sich mit denen der deutschen Sprache decken, teils weil die Zusammensetzungen der Wörter und grammatischen Formen in manchen fremden Sprachen einfacher sind, und die betreffenden Völker daher leichter imstande sind, die mehr sichtbaren, gleichwertigen Zeichen der deutschen Sprache zu erfassen und zu handhaben. Man sollte also meinen, daß die Fremden beim Zusammentreffen mit den Deutschen sich geneigt zeigen würden, die Sprache derselben anzunehmen, also mit den Deutschen deutsch zu verkehren. Wie kommt statt dessen der Deutsche, obwohl er manche nichtdeutsche Sprache schwer erlernen muß, dazu, sich dem für ihn schwereren anzupassen, damit er es dem Fremden zuliebe handhabe?

Für dieses Problem, welches erst in solcher Zuspitzung seine ganze Schwierigkeit zeigt, liegt die Lösung in einem Umstande, den wir vorausschicken müssen, dem Umstande nämlich, daß es sich bei der Entnationalisirung durch die Sprache gar nicht um die in der Schrift niedergelegte Sprache, sondern lediglich um den lebendigen Verkehr zwischen Mensch und Mensch handelt. Bei der Berührung zweier Menschen, von denen jedem die Muttersprache des andern gänzlich unbekannt ist, zeigt sich, daß die mechanische Arbeit den Ausschlag giebt, welche bei der Aussprache des nächsten besten Wortes vom Sprechenden aufgewendet werden muß. Für jeden von beiden läuft nämlich seine Muttersprache sozusagen auf „ausgefahrenen Bahnen“, wie sich der Wiener Physiologe Brücke ausdrückt, und es wird sich der Deutsche z. B. bei der Hervorbringung seiner eignen Sprachbestandteile nicht einmal bewußt, welche mechanische Arbeit er während

des Sprechens in der Muttersprache verrichtet. Dieselben „ausgefahrenen Bahnen“ bestehen nicht minder für seinen Nachbar, mit dem er als Unbekannter zusammentrifft.

Nun werden die Sprachen beider in ihren Lauten manches gemeinsam haben; soweit dieses reicht, braucht keiner derselben seine „ausgefahrenen Bahnen“ verlassen. Neu und schwer erscheint ihnen nur diejenige Arbeit, die sich ihnen beim Nachsprechen des bisher ihnen unbekanntem Sprachbestandteiles bietet. Es fragt sich nun hierbei, wer mehr Arbeit bei dieser Erzeugung verrichten muß. Es ist leicht einzusehen, daß demjenigen die Arbeit schwerer werden wird, dessen Sprachwerkzeuge für schwerere Aufgaben nicht eingeübt waren, dessen Sprache also nur solche „ausgefahrene Bahnen“ besitzt, auf denen gleichsam nur leichte Lasten geführt werden und auf denen das Gefährt sofort zum Stehen kommt, sobald halbwegs schwere Lasten darauf hinrollen sollten. Das Organ des Italieners z. B. ist für leichte Lasten „ausgefahren worden,“ während der Deutsche sich von klein auf zu schwereren Lasten geschickt machen mußte. Je schwerer also die Arbeit ursprünglich war, je mehr Anstrengungen es dem Kinde kostete, um die Sprachorgane für die Muttersprache einzüben, desto leichter erscheint denselben Organen die spätere Arbeit bei der Hervorbringung fremder Sprachen, deren Bestandteile, mit denen der Muttersprache gemessen, weniger Mühe verursachen. Die Leichtigkeit der Erlernung fremder Sprachen steht demnach in umgekehrtem Verhältnisse zu jener der Muttersprache, es wird die fremde Sprache durch die Sprachorgane desto leichter bewältigt werden, je schwerere Arbeit denselben die Muttersprache ihrer Zeit aufbürdete.

Dieses umgekehrte Verhältnis drückt das Grundgesetz aus, welches bei der Entnationalisierung durch die Sprache in Kraft tritt. Wir betonen nochmals, daß es bei dieser Entnationalisierung zunächst und in erster Linie auf den Grad der Schwierigkeit in der Aussprache ankommt. Gerade die Deutschen haben, wie gesagt, einen großen Vorsprung besonders vor dem Italiener voraus, insofern die Beschaffenheit der deutschen Silben schon in der Schriftsprache und noch mehr im Dialekte der Art ist, daß sie äußerst günstig auf die Befähigung der Sprachorgane einwirkt. Diese Beschaffenheit ist aber zugleich die Ursache, weshalb sich der fremde Mund für die deutsche Sprache so oft unfähig zeigt. Während der Fremde die äußersten Anstrengungen machen muß, um deutsche Silben auszusprechen, paßt der Deutsche gleichsam spielend seine Sprachwerkzeuge den Silben der fremden Sprachen an. Durch die Überwindung der Silben gelangt man aber zur Aussprache der Wörter, und hiermit beginnt die Aneignung des lexikalischen Sprachschatzes einer fremden Sprache. Der Italiener bleibt wegen seiner Unbeholfenheit in der Aussprache auch in dem lexikalischen Teile der fremden Sprache zurück. Infolgedessen überholt ihn der Nachbar im Verkehre. Beide arbeiten unbewußt; derjenige, welcher leichtere Arbeit hat, hilft dem andern, der größere Anstrengungen machen mußte.

Schließlich kommt es dazu, daß der letztere gar keine Anstrengungen macht, indem der Deutsche sich dessen Sprache aneignet, während der Italiener zurückbleibt. Darin liegt die sogenannte „Passivität“ der Italiener, wie es unlängst ein Sprachgelehrter bezeichnet hat.

Verfügt man aber einmal über die gebräuchlichsten und notwendigsten Wörter der fremden Sprache, so ist hiermit auch die Grundbedingung für das gegenseitige Verständnis der beiden Verkehrenden gegeben. Denn die notwendigsten Partikeln und Hilfszeitwörter schalten sich wegen des wiederholten Bedürfnisses nach und nach von selbst ein. So wird in unserm Beispiele der Deutsche ein Sklave des Italieners, der nun seinerseits gleichfalls unbewußt diesem Sklaven mit dem notwendigen Sprachschätze und der entsprechenden Begleitung durch Gestikulationen behilflich ist. Nachdem sich der Deutsche, ohne es zu wissen, dem Italiener unterworfen hat, muß er sich auch in den Satzbildungen von ihm beeinflussen lassen, und hiermit reißt der Deutsche allmählich dazu heran, sich nach dem Satzbaue und folglich auch im Geiste der italienischen Sprache auszudrücken, die Sprache also immer mehr zu beherrschen. So gewinnt der Deutsche die italienische Sprache endlich lieb; seine Sprachorgane gewöhnen sich in Folge des häufigen Gebrauches an die italienische Sprache — zufolge der Beschaffenheit dieser Sprache an leichtere Arbeit — und schließlich kehrt derselbe Deutsche nach dem Gesetze der Trägheit nur ungern zu Verrichtungen der schwereren Arbeit zurück, die auch für seinen geübten Mund zur Hervorbringung der Muttersprache erforderlich ist. Ist dieser Deutsche vollends ein Kind aus den ersten Schuljahren, so wirkt das Trägheitsgesetz umso stärker, als die „ausgefahrenen Bahnen“ für die Muttersprache noch keineswegs in hohem Grade geglättet sind.

Das ist der Gang der Entnationalisierung durch die Sprache. Nach dieser Aufklärung ist natürlich die Annahme durchaus zu verwerfen, als würde die Entnationalisierung erst dann beginnen und gefährlich werden, wenn sich die Wortfolge und die feineren Satzverbindungen des fremden Idioms in die Muttersprache einzuschleichen beginnen. Die letztern Einflüsse sind erst eine Folge der Aneignung des lexikalischen Bestandteiles der fremden Sprache; denn ohne den lexikalischen Teil würde ja das Verständnis der fremden Sprache nicht beginnen, und man könnte auch nicht das richtige Gefühl der grammatischen und stilistischen Eigenschaften der fremden Sprache erlangen. Der lexikalische Teil ist allerdings nur das gröbere Material; allein im Verkehre und bei der Entnationalisierung bildet dieser Stoff die Grundlage alles übrigen. Ungeeignet aber wird das fremde lexikalische Material, wie gesagt, nach dem Gesetze der Trägheit, die desto stärker wirkt, je größer die ursprüngliche Anstrengung für die Bewältigung des lautlichen Stoffes der Muttersprache war.

Je kräftiger demnach eine Sprache ist, desto mehr bringt sie die Gefahr mit sich, daß ihre eignen Söhne im Verkehre mit andern Völkern entnatio-

nalisiert werden. Dieses Gesetz gilt für das Verhältnis aller Sprachen zu einander; was hier z. B. für das Verhältnis zwischen Deutschen und Italienern ausgesprochen worden ist, darf für alle romanischen Sprachen als stichhaltig angesehen werden; denn die letztern sind alle schwächer in unserm Sinne als die deutsche, und daher hat auch der Franzose und der Spanier die oben erwähnte „Passivität“ in sich. Wesentlich in demselben Verhältnisse zu den romanischen Sprachen befindet sich auch der Slawe, da auch bei ihm trotz der Weichheit vieler seiner Laute und Lautverbindungen doch im ganzen viel mehr Arbeit im Kindesalter für die Muttersprache aufgewendet werden muß als bei den Romanen.

Aus diesem allgemein gültigen Entnationalisierungsgeetze dürften sich sogar geschichtliche Thatsachen in lehrreicher Weise erklären lassen. Steht ein Volk mit einem kulturreicheren Volke in geographischer Nachbarschaft, so nimmt es unter sonst gleichen Umständen mit neuen Gegenständen auch die entsprechenden Namen dafür von dem kulturreicheren Volke an. Bei einem solchen Sachverhalte beeinflussen fremde Wörter schon durch die Logik der Thatsachen das minder entwickelte Volk; und hierin liegt die größte Gefahr der Entnationalisierung, auch wenn die Sprachen der zwei Nachbarvölker gleich stark in unserm Sinne oder gleich passiv wären. Es behält in diesem Falle trotzdem die eine Sprache die Herrschaft über die andre, weil hier mit den neuen Vorstellungen und Begriffen die ihnen entsprechenden Ausdrücke gleichsam aufgezwungen werden. Die romanischen Sprachen erringen aber die Oberherrschaft über die deutsche, wie nicht minder über die slawischen Sprachen, auch unter der Voraussetzung gleicher Kultur. Hier ist unser Trägheitsgesetz von größter Bedeutung und kann auch viele Erscheinungen in der deutschen Geschichte allein erklären. In Elsaß-Lothringen und in Südtirol hat das deutsche Volk auch ohne Einwirkung von andern Ursachen die romanischen Sprachen annehmen müssen, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Romanisierung der Deutschen auch künftighin ihren Fortgang nehmen werde, wenn das genannte Trägheitsgesetz nicht durch andre Ursachen paralytisch wird. Das Gesetz mahnt also gewisse Völker zur Anwendung von Schutzmaßregeln bloß deshalb, weil sich deren Sprache gegen die fremde unter übrigens gleichen Umständen als zu schwach erweist. Ohne eifrige Pflege der Sprache durch die Familie, die Schule und sonstige Einrichtungen ist es nicht möglich, der Entnationalisierung einen Damm zu setzen. Within hat unser Trägheitsgesetz auch eine politische Bedeutung, da es die Nationen an ihren Sprachgrenzen zu einem besondern Verhalten nötigt, das sonst überflüssig wäre.

Soviel ist aber wohl klar, daß diese Gegenwirkungen nicht in einer Bearbeitung und Umgestaltung der Sprache bestehen können. Die deutsche Sprache so umzugestalten, daß sie gegenüber den romanischen Sprachen keine Gefahren der Entnationalisierung in sich trage, hieße sie auf jenen Grad der Weichheit

bringen, den die romanischen Sprachen erreicht haben. Das würde aber ihren gegenwärtigen kräftigen Charakter gänzlich verändern, ja vernichten, und der Nation ein Idiom geben, welches ihrem Charakter geradezu entgegengesetzt wäre. Und schließlich wäre die Verwirklichung eines solchen Anstimmens ganz unmöglich, da die Grammtiker bei aller Kühnheit und bei aller Vergewaltigung der Sprache nicht wüßten, wo eine solche Umformung anfangen und wo enden sollte. Die Sprache ist nicht in dem Sinne weiterzubilden, daß ihr Grundcharakter verdorben wird, sondern es muß im Gegenteil dem Volke möglichst Gelegenheit geboten werden, Geist, Gefühl und Bewußtsein seiner Sprache nach allen Richtungen hin in sich lebendig zu erhalten.

Görz.

Franz Podgornik.



## Die Religion des pantheistrenden Materialismus.



er Leser wird sich erinnern, daß im Jahre 1883 eine von Wilh. Bender in Bonn gehaltene Lutherrede großen Anstoß erregte. Der Vorfall hat nicht allein zu literarischen Auseinandersetzungen Veranlassung gegeben, sondern auch in den Verhandlungen der rheinischen und westfälischen Synoden zu Beschlüssen geführt, welche gegen eine im Sinne Benders ausgeübte Lehrfreiheit protestiren. Neuerdings hat sich auch die preußische Generalsynode mit dem gleichen Gegenstande befaßt. Gegenwärtig tritt nun Bender mit einem Buche\*) an die Öffentlichkeit, in welchem er zu seiner Rechtfertigung den wissenschaftlichen Hintergrund, auf welchem sich seine Rede bewegte, mittheilt. Er hofft durch seine Hypothese, mit deren Hilfe er alle wesentlichen Erscheinungen des religiösen Phänomens erklären zu können glaubt, den Bann des theologischen Scholastizismus zu durchbrechen und denkbare Gedanken in verstehbarer Form darzubieten. Daß ihm letzteres gelungen ist, soll von vornherein anerkannt werden; ob jedoch diese denkbaren Gedanken geeignet seien, den theologischen Scholastizismus zu durchbrechen, mit andern Worten, an die Stelle der Kirchenlehre zu treten, und ob in ihrer Darlegung eine Rechtfertigung der angefochtenen Lutherrede zu finden sei, scheint mir höchst zweifelhaft.

Bender geht von der Frage nach der richtigen Fragestellung aus und stellt fest, da alle Religionen für sich den Anspruch der Wahrheit erheben, so sei

\*) Wilhelm Bender, Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung. Bonn, Cohen und Sohn, 1886. 336 S.